

Nikolaus Buschmann

Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront

Kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs – gut sechs Jahrzehnte bevor sich Feldpost als „eine unentdeckte historische Quellengattung“¹ zu etablieren begann – beklagte der Bonner Privatdozent Leo Spitzer das mangelnde Interesse der Wissenschaft an unveröffentlichten Kriegsbriefen. In seiner eigenen Studie² nahm Spitzer, der während des Krieges an einer Zensurstelle in Wien gearbeitet hatte, eine Perspektive ein, die in Deutschland erst seit den achtziger Jahren wieder stärkere Berücksichtigung findet: die Frage nach dem „Krieg des kleinen Mannes“.³

Im Zuge der alltags- und wahrnehmungsgeschichtlichen Fragestellungen der jüngeren Forschung haben sich Einschätzungen, die bisher als historische Gemeinplätze galten, stark relativiert. Ebenso wie die bis in aktuelle Darstellungen hinein kolportierte These, der Ausbruch des Ersten Weltkriegs habe allgemeine Begeisterung entfacht,⁴ ist die zwischen „Feuertaufe“ und „Schützengrabengemeinschaft“ in Schlagworten gebannte Legende vom „Fronterlebnis“ differenzierteren Interpretationen gewichen.⁵

Die „wahrnehmungsgeschichtliche Sättigung“⁶ historischer Ereignisse und Prozesse eröffnet auf diese Weise neue Chancen, stößt jedoch zugleich auf neue Grenzen. Der Hoffnung auf Authentizität und Eindeutigkeit steht die kollektive

¹ Peter Knoch: Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: *Geschichtsdidaktik*, 11 (1986), H. 2, 154-171.

² Leo Spitzer: *Italienische Kriegsgefangenenbriefe. Materialien zu einer Charakteristik der volkstümlichen italienischen Korrespondenz*, Bonn 1921.

³ W. Wette (Hg.): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992; vgl. Bernd Ulrich: Die Perspektive „von unten“ und ihre Instrumentalisierung am Beispiel des Ersten Weltkriegs, in: *Krieg und Literatur/Ware and Literature*, 1 (1989), H. 2, 47-64.

⁴ Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, 778f; methodisch fragwürdig Modris Eksteins: *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*, Reinbek b. Hamburg 1990, 306-313, der auf einen engen Zusammenhang zwischen „Ideen von 1914“ und Kampfmotivation während der gesamten Kriegsdauer abhebt.

⁵ Wolfgang Kruse: Die Kriegsbegeisterung in Deutschland zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Entstehungszusammenhänge, Grenzen und ideologische Strukturen, in: M. van der Linden / G. Mergner (Hg.): *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, 73-87; Benjamin Ziemann: *Zum ländlichen Augusterlebnis 1914*, in: B. Loewenstein (Hg.): *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche*, Pfaffenweiler 1992, 193-204; Bernd Ulrich: *Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914*, in: Wette (Hg.), 110-126.

⁶ Ute Daniel: *Der Krieg der Frauen 1914-1918. Zur Innenansicht des Ersten Weltkriegs in Deutschland*, in: G. Hirschfeld / G. Krumeich / I. Renz (Hg.): „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...“. *Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, 131-149, 146.

Prägung persönlicher Zeugnisse ebenso gegenüber wie die Vielfalt der individuellen Kriegserlebnisse, die sich einem systematischen Zugriff zu entziehen drohen. Dessen war sich bereits Leo Spitzer bewußt, wenn er einerseits „die ungeheure Gleichförmigkeit der Korrespondenzen“ hervorhob und andererseits auf die Schwierigkeit verwies, darüber hinaus verallgemeinerbare Aussagen zu treffen: „Eine opinio communis ist tatsächlich viel seltener als ... in der durch die Presse künstlich vereinheitlichten Welt“.⁷

Mit diesen Bemerkungen sind die inhaltlichen und methodischen Spannungsfelder skizziert, an denen sich die Leitfragen dieser Untersuchung orientieren. Wie wirkte der Krieg auf den in der Vorkriegswelt ausgebildeten Vorstellungshorizont, und welche Rolle spielten dabei kollektive Sinnstiftungsangebote, die sich dem Erleben aufprägten? Wie verhielt sich das millionenfach in Briefen und Postkarten mitgeteilte Kriegserleben zum öffentlichen Bild des Frontsoldaten? Wie also gestaltete sich die Metamorphose vom Kriegserleben zum „Kriegserlebnis“ im Rahmen der öffentlich inszenierten „Heimatfront“? Im folgenden soll nun gezeigt werden, wie unterschiedlich und unter welchen Vorzeichen Krieg und Kriegserleben in Feldpostbriefen einerseits und der veröffentlichten Meinung der Heimatpresse andererseits aufbereitet wurden.⁸

1. Zwischen Feldpost und Zeitungsöffentlichkeit:

Krieg als Kommunikationsereignis

Kurz nach Weihnachten 1914 berichtete das Amtsblatt der im Südwesten Württembergs gelegenen Oberamtsstadt Balingen über die Stimmung an der Front: „Nirgends herrscht Trübsinn und Niedergeschlagenheit“, „Führer wie Truppen ... wohnt jener eiserner Wille zum Siege inne, jener feste Glaube, an den endgültigen nahen Sieg.“⁹ Zur gleichen Zeit bilanzierte ein Kriegsteilnehmer und Bürger jener Stadt seine bisherigen Erfahrungen. „Ich habe schon ziemlich viel Krieg gesehen“, schrieb der vor Ypern eingesetzte Sanitäter, „so daß ich mich herzlich wieder nach Hause sehne.“ „Wir rechnen, daß der Krieg bis Pfingsten beendet sein wird. Trifft dieses nicht ein, so kann es für uns evtl. eine zweifelhafte Sache werden“.¹⁰

⁷ Spitzer, 6 und 12; vgl. Isa Schikorsky: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Schreibstil von Kriegsbriefen, in: *Wirkendes Wort*, 42 (1992), H. 2, 312f. und die methodischen Bemerkungen von Bernd Ulrich: Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in: *Militärhistorische Mitteilungen*, 53 (1994), H.1, 81-83.

⁸ Mißtrauen gegen die Kriegsberichterstattung der heimatlichen Presse herrschte an der Front wie in der Heimat; dies wertete informelle Informationskanäle auf – z.B. die Berichte von Frontsoldaten während des Heimaturlaubs; vgl. dazu Ute Daniel: Informelle Kommunikation und Propaganda in der deutschen Kriegsgesellschaft, in: S. Quandt / H. Schichtel (Hg.): *Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis*, Gießen 1993, 76-94.

⁹ *Der Volksfreund*, Nr. 303, 29.12.1914.

¹⁰ A. K. am 26.12.1914.

Der Widerspruch zwischen den beiden Darstellungen vertieft sich im Blick auf die kommunikativen Bedingungen, unter denen dieser Feldpostbrief – und mit ihm ca. 1200 weitere zwischen Oktober 1914 und Februar 1918¹¹ – entstanden war. Es handelt sich dabei um ein Dankeschreiben an die Stadtverwaltung, die während des Krieges sogenannte Liebesgabenaktionen organisiert, sprich: den Balingen Ausmarschierten Pakete mit Gebrauchs- und Genußmitteln zugesandt hatte. Im November 1914, einen Monat nachdem die erste Paketwelle die Stadt verlassen hatte, beschloß der Gemeinderat, „die Danksagungen später öffentlich aufzulegen“.¹²

Paradoxe Weise begann mit diesem Beschluß die Geschichte eines verschwiegenen Krieges – denn umgesetzt wurde er nie. Die Ursachen hierfür deutet der beinahe zwanzig Jahre nach Kriegsende verfaßte Kommentar eines Balingen Chronisten:

„Es sind köstliche Zeugnisse der echt deutschen Gesinnung von tapferen Männern, und wenn auch besonders in den beiden letzten Kriegsjahren die Friedenssehnsucht ... sich oft unter dem Einfluß der Verhetzung in scharfen Worten ausdrückte, so geben uns diese Briefe doch ein getreues Bild des Geistes, der in unsrem herrlichen Heere herrschte.“¹³

In diesen Zeilen dokumentiert sich der Erklärungsnotstand eines an Dolchstoßlegende und Heldenpathos geschulten Rückblicks auf den Weltkrieg, dem sich der Tenor der Dankeschreiben nicht einfügen ließ. Die Klagen über „dieses unmenschliche Morden“¹⁴ und die nachdrücklich betonten Beteuerungen, „uns aller liebster Wunsch wäre wenn es bald Schluß wäre“,¹⁵ widersprachen freilich nicht erst den ideologisch imprägnierten Deutungsmustern der Nachkriegszeit. Bereits die militarisierten Werthaltungen der wilhelminischen Epoche, die das öffentliche Bild vom Frontsoldaten determinierten, waren damit nachhaltig infrage gestellt.

Ein deutlicheres Bild ergibt sich, nähert man sich zunächst den Motiven, die den städtischen Liebesgabenaktionen zugrundelagen. Die darin eingebaute Erwartungshaltung gegenüber den Frontsoldaten entsprach der Rolle, die der „Frontheld“ in der Inszenierung der „Heimatfront“ einnahm. Im anschließenden Vergleich mit der vorliegenden Briefsammlung lichtet sich der „verschwiegene Krieg“ als eine widerspruchsvolle Verschränkung öffentlicher und nicht-öffentlicher Vorstellungsebenen.¹⁶ Die Frage nach den kommunikativen

¹¹ Stadtarchiv Balingen, Briefsammlung Erster Weltkrieg. Die Feldpostbriefe und -postkarten stammen von 520 Verfassern, dies entspricht ca. 60 bis 70 Prozent der Balingen Kriegsteilnehmer. Alle im folgenden zitierten Archivalien befinden sich im Stadtarchiv Balingen.

¹² Gemeinderatsprotokoll, 27.11.1914, 536.

¹³ Ludwig Landerer: Balingen im Weltkrieg, Typoskript, Balingen 1937, 26.

¹⁴ E. R. am 2.2.1916.

¹⁵ E. B. am 20.11.1914.

¹⁶ Vgl. Bernd Ulrich: Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien. Das Beispiel Erster Weltkrieg, in: J. Rüpkke / H. von Stietencron (Hg.): Töten im Krieg, Freiburg i. Br. / München 1995, 399-419; Bernd Hüppauf: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“. Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit, in: Ders. (Hg.): Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in

Bedingungen ist also zugleich eine Frage nach den Voraussetzungen, unter denen Ansichten vom Krieg entweder reproduziert oder denunziert wurden.

2. Die „Heimatfront“ und der öffentlich inszenierte Krieg

Metaphorisch und inhaltlich waren die städtischen Liebesgabenaktionen eingebunden in die öffentlichen Diskurse, die sich im Dunstkreis der „Ideen von 1914“ entfalteten und bis in lokale Öffentlichkeiten hinein verästelten.¹⁷ Deutlich wird dies in einem Schreiben des Stadtschultheißen an „unsere Balingen Ausmarschierten“ vom August 1915: „Ueber ein Jahr ist verflossen seit jenen grossen und denkwürdigen Augusttagen 1914, wo sich das deutsche Volk ... als ein einiges und zusammengehöriges Volk gefunden“ habe „gegen eine Welt voll hasserfüllter, missgünstiger, beutegieriger und revanchelüsterner Feinde.“¹⁸ Vor diesem Hintergrund symbolisierte die Liebesgabe die nationale Tragweite des Krieges und bezog sich zugleich auf Front und Heimat. Heimat – damit war zum einen das beschützenswerte Vaterland gemeint, zum anderen die Daheimgebliebenen, die aufgefordert waren, sich dem nationalen Verteidigungskampf anzuschließen: Die Verteidigung der Heimat sollte zugleich Verteidigung durch die Heimat sein.

Die moralische Begründung der heimatlichen Pflichten formulierte sich dabei aus der Perspektive des Frontsoldaten. „Ihr seid berechtigt zu der Frage“, so der Stadtschultheiß an die Frontbürger, „das taten wir für Euch, was tut Ihr für uns.“¹⁹ In diesem Sinne wurde die Liebesgabenaktion der lokalen Öffentlichkeit präsentiert und von ihren organisatorischen Trägern, Rotem Kreuz und Militärverwaltung, beworben: „Da wird jeder, der im weitreichenden Schutz des Heeres den Heimatfrieden genießen kann, unseren Soldaten die beschränkte Freude nach besten Kräften zu erhöhen oder ermöglichen wollen.“²⁰ Der in die Metaphorik der Liebesgabe eingeflochtene moralische Diskurs besaß also eine doppelte Stoßrichtung: als Motivationsstrategie gegenüber den Frontsoldaten sowie als

Literatur und Gesellschaft, Königstein i. T. 1984, 64-67; Ute Daniel, Informelle Kommunikation. Systemtheoretische Grundlagen bieten Jürgen Gerhards / Friedhelm Neidhardt: Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze, in: S. Müller-Dohm / K. Neumann-Braun (Hg.): Öffentlichkeit – Kultur – Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie, Oldenburg 1991, 31-89.

¹⁷ Zu den „Ideen von 1914“ und dem „Augusterlebnis“ vgl. in diesem Band den Beitrag von Christian Geinitz / Uta Hinz und die dort genannte Literatur.

¹⁸ „An unsere Balingen Ausmarschierten!“ Typoskript, Balingen August 1915, 1.

¹⁹ Ebd., 2.

²⁰ Der Volksfreund, Nr. 265, 12.11.1914.



23 Balinge Rekruten vor dem Ausmarsch. 1914

Mobilisierungsinstrument in der Heimat. Die darin angelegte Ausweitung des Krieges auf die Zivilgesellschaft entsprach den Funktionsbedingungen eines Krieges, der neben der militärischen Mobilmachung auch die der Wirtschaft und der Wohlfahrt erforderte.

Unter dem Topos der Heimatfront bündelten sich unterschiedliche Handlungsbereiche und Zwecke – von der Nahrungsmittelbewirtschaftung über die Wohlfahrt bis hin zu den Kriegsanleihen – zu einem in sich geschlossenen Deutungszusammenhang. Militärische und nationale Ideale markierten dabei symbolische Letztwerte. In der militärisch-nationalen Interpretation des zivilen Lebens verschmolzen Frontsoldaten und Daheimgebliebene zu einer symbolischen Gemeinschaftsfront, die sich auf kommunaler Ebene in vielen Bereichen in die Praxis umsetzen ließ.²¹ Die Heimat, so „mahnte“ ein in Balingen gehaltener Vortrag „in tief empfundenen Worten“ an, habe „eine dem Kampfe im Felde gleichwertige Aufgabe“ zu erfüllen.²²

Wie nun wurde die „Stimme aus dem Schützengraben“ in den öffentlichen Diskurs eingeflochten, welchen Stellenwert nahm sie ein? Das stereotype Bild

²¹ In die städtischen Liebesgabenaktionen waren beispielsweise Schulen, eine Frauenarbeitsstätte, Kirchen, Vereine, Wohlfahrtsverbände und kulturelle Veranstaltungen organisatorisch eingebunden.

²² Der Volksfreund, Nr. 271, 19.11.1914.

des Fronthelden, das der Inszenierung der Heimatfront entscheidende Impulse gab, wies den Zeugnissen von Frontsoldaten – in der Hauptsache Feldpostbriefen – besonderes Gewicht in der Zeitungsöffentlichkeit zu. Die „Instrumentalisierung des Kriegserlebnisses im politischen Meinungskampf“ der Weimarer Zeit²³ setzte insofern eine Entwicklung fort, die ihre Ausprägung bereits während des Krieges erhalten hatte. Ohne die Leitbilder des Heldentums blieben die Waffen der „Heimarmee“ stumpf – fixiert auf jene „Männer“, die „ihr Blut und Leben für die Zurückgebliebenen in die Schanze ... werfen“.²⁴

Damit wurden zugleich die lebensweltlichen Gräben zwischen Front und Heimat transzendiert: Die Daheimgebliebenen reihten sich ein in die totale Front der Volksgemeinschaft gegen den äußeren Feind, so daß gerade in der Trennung von Front und Heimat der kollektive Wille der Nation zum Ausdruck kam. Auf diese Weise wurden die Familien, die der Krieg auseinandergerissen hatte, wieder zusammengeführt, den Geschlechtern ihr jeweiliger Platz zugewiesen: „Der Mann im Feld, die Frau zu Haus/Sie als vereint im Kampf und Strauß/So muß der Sieg uns werden/Drum Vaterland, magst ruhig sein/Wir weichen nicht, wir hauen drein/Daß Gott zum Sieg uns führe/Uns schwäb,sche Pioniere!“ Das Liebeswerk der Heimat, dies legte ein „Dank der Pioniere im Felde“ nahe, trage „zur Erhaltung der guten Stimmung und des Mutes unserer tapferen Krieger und dadurch zur Erkämpfung des Sieges“ bei.²⁵

In Rubriken über „Schwäbische Helden“ und „Kriegsallerlei“ informierte das Lokalblatt über den moralischen Anspruch der Front gegenüber der Heimat und zementierte zugleich gängige Feind- und Heldenbilder. Typisch waren im Propagandaton gehaltene Appelle wie der eines „Hauptmanns im Felde“: „Jetzt müssen alle ran! Wer nun noch zurücksteht, ist kein gewöhnlicher Drückeberger – er ist ein Verräter an der Sache des Vaterlandes.“²⁶ Der „Feldpostbrief eines Reserve-Leutnants“ skizzierte „ein treffendes Bild von ... der Heimtücke und Verräterei der Gegner“ und stellte dem das „Gerechtigkeitsgefühl“ und den „Geist hilfsbereiter Kameradschaft bei uns Deutschen“ gegenüber.²⁷ Die Idealisierung des deutschen Soldaten setzte sich fort in einer entsprechenden Todesmeta- phorik. Die von George L. Mosse im Blick auf den Gefallenenkult beschriebene „Aneignung der Natur“²⁸ war eines der Stilmittel, die der Verklärung der Kriegsoffer dienten. In der Abgeschlossenheit des Waldes fand der Gefallene seinen Frieden:

²³ Bernd Ulrich / Benjamin Ziemann: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente, Frankfurt a. M. 1994, 15.

²⁴ „An unsere Balingen Ausmarschierten“, 1f.

²⁵ Der Volksfreund, Nr. 2, 4.1.1915.

²⁶ Der Volksfreund, Nr. 14, 18.1.1917.

²⁷ Der Volksfreund, Nr. 197, 25.8.1914.

²⁸ George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993, 134-154.

„Nun ist sein Wunsch, dereinst auf einsamem Waldfriedhof die letzte Ruhestätte zu finden, erfüllt, und über seinem Grabe rauschen die düsteren Vogesentannen ihre alte traurige Weise“.²⁹

Der Kriegstod wurde durchweg als ein individuelles Ereignis dargestellt, das keine Berührungspunkte mit dem Massensterben an der Front aufwies. Mannhaftigkeit und Haltung – im Tod bestätigten sich die Tugenden des Kriegers. Wie das „Kriegserlebnis“ war auch der „Heldentod“ eingebettet in den Kameradschaftsgedanken und wurde so zum Gemeinschaftserlebnis:

„Da traf ihn eine Kugel durch den Hals; aber mit keiner Wimper hat er gezuckt. Aufrecht wie vorher stand er da. ‚Ich bin verwundet‘, sagte er ruhig und nahm von den tapferen Kriegern Abschied.“³⁰

Die Verklärung des Krieges als Gemeinschaftshandeln von Front und Heimat fand in vielen öffentlichen Bereichen statt. Neben den Liebesgabenaktionen an die „tapferen Streiter für unseres Vaterlands Bestand“³¹ zeigen dies die Feierlichkeiten zu Ehren Hindenburgs, die „keine öffentliche Körperschaft“ versäumen dürfe,³² aber auch das bis Kriegsende ungebrochene finanzielle Engagement bei den Kriegsanleihen.³³ Die „Dreieinigkeit von Schützengraben, Fabriksaal und Acker“³⁴ erhielt in Kommunalpolitik und Lokalöffentlichkeit vielfache Bestätigung.

Die öffentliche Inszenierung des nationalen Verteidigungskampfes überlebte den militärischen und politischen Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches und floß nicht nur in die Erinnerung des Krieges, sondern auch in die Gegenwartsdeutungen der Nachkriegszeit ein. Als sich mit der französischen Ruhrbesetzung der Einkreisungsmythos der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs zu bestätigen schien, erweckte diese „neue Vergewaltigung“ Deutschlands durch „unsere Feinde“ die Vorstellung der Gemeinschaftsfront zu neuem Leben. Das „ganze Volk“, so der Balingen Stadtschultheiß im Januar 1923 „unter dem Beifall des Gemeinderats“, werde „ohne Unterschied von Beruf und Partei wie ein Mann zusammenstehen“.³⁵ Auf diese Weise schloß sich der Zirkel zu den „Ideen von 1914“.

²⁹ Der Volksfreund, Nr. 212, 11.9.1914.

³⁰ Der Volksfreund, Nr. 13, 18.1.1916.

³¹ Schreiben an die Balingen Frontsoldaten, Balingen Dezember 1917.

³² Gemeinderatsprotokoll, 9.10.1917, 569.

³³ Im Oktober 1918 zeichnete die Stadt mit 54.000 Reichsmark gegenüber 28.000 Reichsmark im September 1914.

³⁴ Der Volksfreund, Nr. 3, 4.1.1918.

³⁵ Gemeinderatsprotokoll, 11.1.1923, 8.

3. Fronterfahrung und Krisenerlebnis

Zurück nun zu den Frontbürgern, denen die Vorstellungswelt der Heimatfront über Lokalpresse³⁶ und die Schreiben, die den Liebesgaben beigelegt waren, zugetragen wurde. Zudem gaben die Liebesgaben selbst Anlaß genug, das Verhältnis zwischen Heimat und Front zu reflektieren. Vor diesem Hintergrund drängte sich den Frontbürgern die Frage nach der eigenen Lebenslage und der der Daheimgebliebenen geradezu auf. Wie also kommentierten die Frontbürger die Liebesgaben, und welche Bedürfnisse spiegelten sich darin wider?

Der lobende Dank für die „im Felde brauchbare[n] Sachen“³⁷ verband sich vielfach mit einem Hinweis auf die Lebensbedingungen des Verfassers: „Auch kann ich Alles sehr notwendig gebrauchen da hier eine Kälte herrscht wie selten in Balingen.“³⁸ Die städtischen Liebesgaben, so ein einfacher Soldat im August 1916, zeigten das „Gedenken eines jeden Bürgers, daß sie auch einsehen was die Leute im Feindesland sich gefallen lassen müssen, denn es sind schwere Tage hier“.³⁹

Hier wird ein Motiv sichtbar, das auch in der öffentlichen Metaphorik angelegt war und bereits für den Gemeinderatsbeschluß vom Oktober 1914 eine Rolle gespielt hatte – die „Pflicht der Zurueckgebliebenen, fuer die Ausmarschierten, die an Entbehrungen und Strapazen Unsaegliches durchzumachen haben, soviel in ihren Kraeften stehe zu sorgen und ihre Lage zu erleichtern“.⁴⁰ Anders als die auf die Nation fixierte Liebesgabenrhetorik der Lokalpresse blieben die Frontbürger jedoch zumeist dem lokalen oder regionalen Rahmen der ihnen vertrauten Lebenswelt verhaftet. Die tief verwurzelte Identifikation mit der Heimatstadt verdeutlicht sich ex negativo in dem Brief eines zugezogenen Balingers. Dieser hob hervor, die Liebesgabe freue ihn umso mehr, „zumal ich ja kein eingeborener Balingen bin u. trotzdem in so liebenswürdiger Weise bedacht wurde.“⁴¹

Den Frontbürgern erschienen die städtischen Paketsendungen zum einen als symbolische Würdigung ihrer Strapazen, zum anderen als Ausdruck städtischer Wohlfahrt. Dies konnte sich auch auf daheimgebliebene Angehörige beziehen, für die nun kommunale Fürsorge eingefordert wurde. Mancher Frontbürger richtete seine Bitte unmittelbar an den Bürgermeister, „meiner Frau mit Rath u. Tat an die Hand zu gehen“⁴². Der Blick auf die Verhältnisse in der Heimat blieb

³⁶ Der „Heimatruß“, ein Ableger des „Volksfreunds“, „enthält die Stadt- und Bezirksnachrichten der letzten zwei Monate und möchte unseren Getreuen draußen auf diese Weise einen kleinen Ausschnitt aus unserem Weiterleben geben“. Der Volksfreund, Nr. 55, 7.3.1916.

³⁷ Albert W. im Winter 1916/17.

³⁸ August R. am 10.11.1914.

³⁹ Eugen H. am 20.8.1916.

⁴⁰ Gemeinderatsprotokoll, 2.10.1914, veröffentlicht im Volksfreund, Nr. 240, 14.10.1914.

⁴¹ Karl R. am 2.5.1915.

⁴² M. am 11.12.1914.



24 Balinger „Frontbürger“ im Schützengraben. 1916

dabei nicht versperrt: „Aber nicht nur uns die unter den Waffen stehen, sondern auch diese welche daheim sind, hat der Krieg mit Entbehrungen u. Sorgen belastet.“⁴³ Obschon der Aspekt der Volksgemeinschaft eine untergeordnete Rolle spielte, galt der Krieg doch in einem doppelten Sinne als Gemeinschaftsereignis – in seinen Auswirkungen sowie in der Verantwortung, diese zu beheben. Krieg war keine Angelegenheit allein der Krieger, er betraf alle. „Es muß sich eben jeder“, so wurde konstatiert, „der ersten Zeit anpassen.“⁴⁴

Zentral jedoch war die Bedeutung der Heimat als einer lebensnotwendigen Orientierung in der Lebenswelt Krieg. Liebesgaben untermauerten nicht zuletzt die Hoffnung, „daß wir in der Heimat nicht vergessen sind“.⁴⁵ Mit der Erinnerung an Stadt, Menschen und die darin eingebettete eigene Biographie stand ein Gegen- und Zukunftsbild zum Krieg zur Verfügung: „Wie herrlich mag es jetzt in unserem schönen Schwabenland sein, mit seinen blühenden Obstbäumen u. grünen Fluren! Letztere sind hier Seltenheit.“⁴⁶

Von der griechischen Grenze berichtete ein Frontbürger im März 1916, die Unterstände seien „trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit“ immer noch „geschmückt mit den Weihnachtsbäumchen aus der Heimat“. Man fühle sich „versetzt in den Kreis seiner lieben in der Heimat“, dabei ziehe „manch schöner Traum ... an einem vorüber“.⁴⁷ Zu Weihnachten verdichtete sich das Bedürfnis, vertraute Lebensgewohnheiten in einen Kriegsalltag hinüber zu retten, der diese ständig durchbrach. Inmitten des Krieges Weihnachten zu feiern, wirkte zugleich befremdend. Es sei ein „seltsames Empfinden“, so wurde eine Weihnachtsfeier im Schützengraben kommentiert: „Frieden auf Erden u. draußen ein Sturm, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.“⁴⁸

Im Licht der Zukunftshoffnungen, die mit Heimat assoziiert wurden, erschien die gegenwärtige Lebenslage als vorübergehendes und damit überwindbares Schicksal. „Wenn es Gottes Wille ist“, so ein Dankeschreiben vom März 1915, „so kehre ich so gesund, wie ich jetzt bin wieder nach Hause, was ich hoffe, u. was bald in Erfüllung gehen dürfte, da es lange genug gedauert hätte.“⁴⁹ Die Fixierung auf die Heimat diene als Schutzschild gegen das anonyme Gepräge des Massenkrieges, der die Kriegsteilnehmer schon als Lebende biographisch auszulöschen drohte. Es sei „sehr erfreulich“, schrieb ein Unteroffizier im Frühjahr 1915 an die Stadtverwaltung, „daß man trotz der langen Dauer des Krieges noch an uns denkt“.⁵⁰

⁴³ Hermann R. am 14.2.1917.

⁴⁴ Herbert H. am 17.8.1916.

⁴⁵ Wilhelm J. am 3.1.1918.

⁴⁶ Eugen H. am 20.5.1915.

⁴⁷ Otto R. am 11.3.1916.

⁴⁸ Max M. am 10.1.1916.

⁴⁹ Otto R. am 21.3.1915.

⁵⁰ Th. B. am 26.4.1915.

Die idealisierten Heimatvorstellungen verlängerten die durch den Krieg im Wortsinne ver-rückte biographische Kontinuität in eine vertrauenswürdige Zukunft. Die Konfrontation mit dem Krieg ließ sich nur über Umwege verarbeiten, denn das Antlitz des modernen Krieges brach mit allem, was vor dem Krieg vorstellbar gewesen war. Heimat symbolisierte deshalb nicht nur eine „heile“, sondern überhaupt eine sinnhafte Welt. Die alltäglich wiederkehrende Absurdität im und jenseits des eigenen Grenzbereichs hingegen entzog sich dem mitgebrachten Deutungsvermögen.

Vor allem Feldpostbriefe von der Westfront geben derartige Erfahrungen eindrücklich wieder, so etwa die folgende Schilderung eines tagelang andauernden Trommelfeuers:

„Viele wurden Wahnsinnig u. sich in Ihrem Wahnsinn im nahen Wald erhängten.“

„Sie können sich nun denken wie weit wir nun hier mit unseren Nerven sind, bei jedem Schuß zittert man an Leib u. Seele, anfangs war es nur eine Hasenjagd, aber jetzt beginnt der Krieg erst anzufangen u. nimmt den Tag an Schrecken u. Jammer zu.“⁵¹

Die psychische Destruktionswirkung des Stellungskrieges äußerte sich weniger in der Angst vor dem Tod oder dem Kriegsgegner als in nervenzerrüttender Dauerbelastung und zermürbendem Warten. „Wenn hier wieder einer nimmer recht mittun will“, so schrieb ein Frontbürger aus einem Schützengraben vor Ypern, „dann gibts Musik. Dann gehts wieder. Wir alle würden lieber angreifen als Stellung halten, aber dann gings mit Musik!“⁵² Der Krieg, der als Kampf gegen den „äußeren Feind“ begonnen hatte, verlagerte sich zunehmend auf seine psychische Innenseite: die Überwindung des „inneren Feindes“.⁵³

Die Fremdartigkeit des Krieges zeigte sich nicht erst in der Konfrontation mit der Technologie moderner Kriegführung, sondern bereits in der Erfahrung fremder Landschaften, Sitten und Menschen. „Wenn man die Leute & die Ordnung anschaut welche hier herrscht“, so ein Frontbürger aus Südosteuropa, „da können wier nicht genug unserer vorgesetzten Behörde dankbar sein, welche Ordnung in unserem lb. Vaterlande &, in meinem lb. Balingen herrscht & herrschen muß“. Damit sich die Stadtverwaltung selbst überzeugen könne, werde er „in bälde einmal eine Aufnahme von einem Einwohner hier“ nach Balingen senden, denn es sei „hier einfach traurig & unbeschreiblich“. Abenteuerromantik und emanzipatorischer Freiheitsdrang hingegen, wie sie Gudrun Fiedler für die jugendbewegten Freiwilligen beschrieben hat,⁵⁴ lagen den Balingern eher fern:

⁵¹ Emil S. am 23.4.1915.

⁵² Willy R. am 18.1.1916.

⁵³ Vgl. dazu Ulrich, Kampfmotivationen, 402-413.

⁵⁴ Gudrun Fiedler: Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923, Köln 1989, 35-70; vgl. auch Andreas Gestrich: Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung, Göttingen 1986, 172-177.

„Haben hier obwohl von der Welt abgeschnitten – hier ist die Welt wie mit Bretter vernagelt – ohne jegliche neueste Nachricht die Hoffnung, dass wir dieses Jahr noch heimkommen“.⁵⁵

In den Feldpostbriefen finden sich nur selten detailgenaue Schilderungen des Krieges, zumal im Blick auf Kampf, Kriegsverletzungen und Massensterben. Das Erlebte und die Lebenswelt des Krieges zu beschreiben, überstieg häufig die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten der zumeist schreibungeübten, aus bildungsfernen Milieus stammenden Kriegsteilnehmer. Die Lebensumstände in der von wochenlangem Niederschlag und Minenkratern gezeichneten Landschaft des Krieges seien „nicht zu beschreiben“, so ein Frontbürger im Februar 1917 von der Somme.⁵⁶ Das Ringen um passende Worte, in denen sich zwar das Staunen der Frontbürger, weniger jedoch das Bestaunte vermittelt, verweist auf die unvorbereitete Fassungslosigkeit, die der Krieg provozierte.⁵⁷

Die Lebenswelt des Stellungskrieges kratzte nicht nur an der Oberfläche ideologischer Überzeugungen. Das Kernproblem des Überlebens an der Front stellte sich in der „Bewahrung und Verwandlung subjektiver Wirklichkeit“.⁵⁸ Ritualisiertes Schweigen, apathische Hinnahme und der Rückzug in idealisierte Heimaterinnerungen bildeten Refugien verunsicherter Identität im Angesicht einer Wirklichkeit, die auf direktem Weg nicht verarbeitet werden konnte. Allerdings durchbrach die Erfahrung der Umkehrung bisheriger Gültigkeiten immer wieder – und oftmals unvermittelt – die stereotype Gleichförmigkeit der Mitteilungen an die Heimat:

„Nur ist es hier sehr Still und Traurig. geht man ein mal in die Stadt so umkreisen einen die armen Kinder u. schreien nach Brot. Wo wir aber selber sparen müssen. die Bevölkerung ist ganz Mechanisch denn keine Fabrik ist mehr im Gange keine Glocken dürfen ihren Ton von sich geben. Keine Turm Uhr schlägt die Stunde.“⁵⁹

Der Untergang der vertrauten Welt machte sich nicht allein in den von Artilleriegeschossen durchpflügten Landschaften und zerbombten Städten kenntlich, sondern ebenso in der Profanierung von Gebäuden durch militärische

⁵⁵ Carl M. am 26.2.1917.

⁵⁶ Anonymus am 10.2.1917.

⁵⁷ Auf den Zusammenhang zwischen Staunen, Erschütterung und Schweigen verweist Klaus Zimmermann: Überlegungen zu einer Theorie des Schweigens, in: I. Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik, Stockholm 1983, 40.

⁵⁸ Peter L. Berger / Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M. 1992, 157-174, hier 157. Dieses Werk bietet theoretische Anregungen für wahrnehmungs- und alltagsgeschichtliche Zugänge.

⁵⁹ Josef M. am 3.4.1914.

Nutzung: „Die Kirche u. Schule“, so ein Brief von der französischen Grenze, „sind Pferde Stallungen, alles ist vernichtet.“⁶⁰

Der Versuch, den psychischen und physischen Belastungen zum Trotz an den kollektiven Werten des nationalen Verteidigungskampfes festzuhalten, mißlang. Eindrücklich kommt dies in einem Brief vom Oktober 1914 zum Ausdruck, in dem ein Massaker im Elsaß durch deutsche Truppen (sic!) geschildert wird:

„Sterbe ich so sterbe ich für Vaterland, meine Pflicht habe ich erfüllt, und was geschah in der Ortschaft Sengern bekamen wir Feuer aus den Häusern von Zivile u. die ganze Ortschaft wurde von uns angezündet“.

„Aber was das für ein Gejammer war kann eines wo es nicht sah sich nicht vorstellen mir standen selbst die Tränen in den Augen als die Kinder so schrien aber mann konnte es nicht besser machen mit diesen Franzosenköpf ein Glück wäre es wenn der Krieg bald ein Ende nehmen würde und wir nach Hause könnten zu unsern Lieben wir hätten jetzt genug gesehen und mitgemacht.“⁶¹

Das Schreiben, das als Bericht über den Heldenmut seines Verfassers beginnt, mündet schließlich in verzweifelter Ablehnung einer nicht mehr faßbaren Welt.

Die im Umfeld des wilhelminischen Kulturpessimismus kursierende Vorstellung vom Krieg als Katharsis und Neuanfang war den meisten Balingen Frontbürgern so fern wie die Redaktionen und Gelehrtenstuben, in denen solche Gedanken gepflegt wurden. Die Ansicht, Krieg übe einen „veredelnde[n] Einfluß“ auf „die besten Volkskräfte“ aus,⁶² findet sich gerade bei einem von hundert Frontbürgern – und auch dort nur im Ansatz.⁶³ Die fehlende Identifikation mit den von Kanzeln und Kathedern aus entworfenen symbolischen Sinnwelten ist jedoch nicht als opponierende Haltung zu verstehen. Vielmehr boten sie kaum Anknüpfungspunkte für eine vorwiegend bäuerlich-traditional geprägte Vorstellungswelt, die von den politischen Integrationsideologien des 19. Jahrhunderts nur oberflächlich gestreift worden war.⁶⁴ Die Politisierung des Bewußtseins hatte in Balingen – obwohl die Stadt in der Tradition des politischen Linksliberalismus stand und durch die handelsbegünstigte Lage zu den Industrialisierungszentren der Region zählte – bis zum Ersten Weltkrieg noch keine tiefe Wurzeln geschlagen.

Damit wird zugleich nachvollziehbar, daß die Ablehnung des Krieges nur selten mit kritischen Reflexionen über Politik, Gesellschaft und militärische Führung verbunden war. Krieg galt als unausweichliches Fatum im Sinne göttlicher Fügungen und katastrophaler Naturereignisse, denen sich zu widersetzen wenig

⁶⁰ Karl S. am 27.12.1914.

⁶¹ K. am 28.10.1914.

⁶² Der Volksfreund, Nr. 203, 1.9.1914 in einem Artikel über die „Wissenschaft des Friedens“.

⁶³ Vereinzelt werden die Kriegsjahre als eine „große Zeit“ bezeichnet.

⁶⁴ Margarete Steinhart: Balingen 1918-1948. Kleinstadt im Wandel, Balingen 1991, 21, charakterisiert diese Bewußtseinslage treffend als „Arbeiterbauerntum“.

Sinn hatte. Daß „mann ja nicht genug dem I. Gott verdanken kann“, noch immer „unversehrt geblieben“ zu sein,⁶⁵ war weitaus mehr als nur eine Redensart.

Kritische, ins Politische neigende Kommentare kamen allenfalls von der Ostfront, nach dem Waffenstillstand mit der Sowjetunion im Dezember 1917. Zwei Frontbürger legten ihren Dankeschreiben Fotografien bei, die die Verbrüderung deutscher und russischer Truppen dokumentierten. Damit bekräftigten sie nicht nur ihren Friedenswunsch, sondern verneinten zudem die Feindbilder, die im Zentrum der veröffentlichten Kriegseuphorie standen:

„Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß im Osten bald Schluß ist u. die Kameradschaft mit den Russen ist in schönster Blüte. Von Krieg keine Spur mehr. Unsere Stellung gleicht oft dem reinsten Jahrmarkt. Wollen wir hoffen, daß die Herren in Brest-Litowsk auch bald so einig sind wie wir an der Front, dann wird auch bald der allgemeine Frieden kommen.“⁶⁶

Ein Frontbürger zeigte sich davon überzeugt, „daß wir mit Rußland bald wieder in Handelsbeziehungen treten“,⁶⁷ ein anderer wünschte im Blick auf die beginnenden Friedensverhandlungen den „Völkern Europas“ einen baldigen Frieden.⁶⁸

Die Lebenswelt des modernen Stellungskrieges war wenig geeignet für eine „tradierte, patriotische Todesethik, die eine Dehumanisierung des Feindes mit der Heroisierung des eigenen Sterbens koppelte“.⁶⁹ Zeitungsberichte, die aus der Perspektive angeblich betroffener oder bezeugender deutscher Soldaten „englische Bestialität“,⁷⁰ französische „Niederträchtigkeit“⁷¹ und „russische Unmenschlichkeit“⁷² schilderten, bestätigten sich in den Dankeschreiben an keiner Stelle.

Gleichwohl gab es – vor allem in der ersten Kriegsphase – Stimmen, die an den öffentlich inszenierten Krieg anknüpften. Drei Merkmale stechen bei diesen Dankeschreiben hervor: die Heroisierung des Kampfes, das mit nationalem Pathos aufgeladene Bekenntnis der „Pflichterfüllung“ und schließlich die Rechtfertigung des Krieges als Verteidigungskampf. Typisch ist der Brief eines Studenten von der Somme:

⁶⁵ Eugen L. am 24.7.1915.

⁶⁶ Adolf E. am 22.1.1918.

⁶⁷ Rudolf W. am 6.1.1918.

⁶⁸ K. B. am 29.12.1917.

⁶⁹ Ulrich, Kampfmotivationen, 402; vgl. auch Bernd Hüppauf: Über den Kampfgeist. Ein Kapitel aus der Vor- und Nachbereitung des Ersten Weltkriegs, in: A.-A. Guha / S. Papcke (Hg.): Der Feind, den wir brauchen oder: muß Krieg sein? Königstein i. T. 1985, 71-98.

⁷⁰ Der Volksfreund, Nr. 212, 11.9.1914.

⁷¹ Der Volksfreund, Nr. 201, 29.8.1914.

⁷² Der Volksfreund, Nr. 220, 21.9.1914.



25 Balinger Soldat (links) im Lazarett. 1916

„Die Heimat darf versichert sein, daß wir uns im Felde stets bemühen, unsere Pflicht zu tun: die Feinde von dem so lieben Vaterland fernzuhalten und zu schlagen. Mit einem kräftigen ‚Heil und Sieg‘ zeichne ich ergebenst.“⁷³

Während Angehörige von Bildungsschichten eher auf die abstrakten Formeln der nationalen Metaphorik zurückgriffen, neigten bildungsferne Frontbürger zu detailreichen Berichten – beispielsweise über die Entstehungsgeschichte einer Tapferkeitsauszeichnung:

„Der Franzhoß wollte soeben unser Drahtverhau durchschneiden, ich bemerkte es gleich u. wußte auch daß meine Kompanie in schwerer Gefahr war und unsere Gräben waren auch schon ein Feuer ich warf Handgranaten was ich konnte als mein Zug ins Feuer kam, war ich schon am l. Arm schwer getroffen achtete aber nicht darauf das Blut lief aber wir hielten unsere Stellung.“⁷⁴

Kampfschilderungen und Bekenntnisse dieser Art, drapiert mit Orden und Auszeichnungen, nährten das Bild, das die lokale Presse von den Balinger

⁷³ Arthur E. am 28.2.1917.

⁷⁴ August Z. am 30.5.1917.

Ausmarschierten skizzierte.⁷⁵ Den Haupttenor der untersuchten Briefsammlung hingegen geben sie nicht wieder.

Wenngleich sich die Mehrheit der Dankesschreiben nicht sozialgeschichtlich aufschlüsseln läßt, und weder die lokale Herkunft der Dankesschreiben noch der Rang und die militärische Funktion der Frontbürger immer eindeutig zu ermitteln sind, erscheint es naheliegend, vier aufeinander verweisende Faktoren analytisch zu unterscheiden, die das Kriegserleben maßgeblich beeinflussten: die langfristig wirksamen milieuspezifischen Wahrnehmungskategorien, die in der Vorkriegszeit internalisiert wurden; die lebensweltliche Situation im Krieg, ausdifferenziert beispielsweise in Stellungen- und Bewegungskrieg, Front und Etappe; die Position in sozialen bzw. militärischen Hierarchien; die Dauer des individuellen Einsatzes und die unterschiedlichen Phasen des Krieges.⁷⁶

Mit Blick auf die dem kommunizierten Kriegserleben vorgelagerten Wahrnehmungsfiler, die in der Forschung – zu Recht – immer wieder hervorgehoben werden,⁷⁷ muten einige Befunde dieser Untersuchung erstaunlich an. Bedenkt man, daß die Dankesschreiben sich an eine in die Öffentlichkeit hineinragende Institution mit Obrigkeitscharakter⁷⁸ richteten, neigen ihre Verfasser zu überraschend offenen Aussagen.

Bereits in den Briefen, die im Oktober 1914 die Stadtverwaltung erreichten, ist das nationale Pathos der Öffentlichkeit nur selten zu finden. Vielmehr beklagten die Frontbürger das „Blutgemetzel“ des Krieges und die Lebensumstände an der Front. Wenngleich dies nur in Ausnahmefällen zu Kritik gegen bestehende politische und soziale Verhältnisse führte, gaben sie ihrem Pessimismus trotz Zensur und wider die Erwartungsmuster von Stadtverwaltung und Öffentlichkeit beredten Ausdruck. Die von Isa Schikorsky hauptsächlich auf der Grundlage von privaten Briefwechseln konstatierte „kommunikative Norm der Unaufrichtigkeit“⁷⁹ erfährt hier eine deutliche Relativierung, die auf die enge Verklammerung von kommunizierter Wirklichkeit und Adressatenorientierung verweist.

4. Individuelle und kollektive Erinnerung des Krieges

Daß der Krieg der Balinger Frontbürger in den Nachkriegsjahren der Öffentlichkeit weiterhin vorenthalten wurde, kann nicht allein der nachhaltigen Wirkung

⁷⁵ Der Volksfreund, Nr. 212, 11.9.1914.

⁷⁶ Vgl. Manfred Hettling / Michael Jeismann: Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: Hirschfeld / Krumeich / Renz (Hg.), 185f.

⁷⁷ Vgl. Ulrich, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg, 82f.

⁷⁸ Susanne Ettl: Anleitung zu schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880-1980, Tübingen 1984, 159-176.

⁷⁹ Schikorsky, 312.

von Zensur und Propaganda zugeschrieben werden. Die Überlegenheit des Mythos gegenüber der Wirklichkeit, die in der „Auslöschung des Kriegsgedächtnisses“ (George L. Mosse) zum Ausdruck kommt, korrespondierte auch mit dem Bedürfnis, die Kriegserfahrungen zu bewältigen und sinnhaft in Biographie und Geschichte einzufügen. Insofern stützte die in der öffentlichen Erinnerung angelegte Tendenz zur Transzendierung und Trivialisierung die individuelle Verarbeitung und Umdeutung des Erlebten.⁸⁰

Mit Eintreten der Waffenruhe wurde der in den Schützengräben vor Ypern und Verdun entzauberte Krieg in neue Deutungszusammenhänge eingefaßt, die die Kriegserinnerung „überformen, verdrängen, kanalisieren, kurzum verändern“.⁸¹ Der kollektive Umgang mit dem Krieg verschränkte sich in der Nachkriegszeit mit den Kontroversen um Ursachen und Folgen der deutschen Niederlage – und wurde so zum Spiegel der politischen Konflikte innerhalb der Weimarer Gesellschaft. Dem Ideologisierungssog der öffentlichen Deutungskämpfe war die individuelle Erinnerung unweigerlich ausgesetzt, ein Zusammenhang, der die politische Kultur Weimars zusätzlich belastete.

In Balingen setzte die öffentliche Verarbeitung des Krieges Mitte der zwanziger Jahre mit der Diskussion um das städtische Kriegerdenkmal ein. Als es im Sommer 1928 schließlich fertiggestellt wurde, kam es im Gefolge des Einweihungsfestes zu hitzigen Wortgefechten im Gemeinderat. Robert F., der im Krieg als einfacher Soldat vor Ypern gekämpft hatte, protestierte „namens der Organisation der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen gegen das demonstrative Verhalten des Reitervereins, insbesondere gegen die demonstrative Verwendung einer schwarzweissroten Kranzschleife“.⁸² Er konnte sein Anliegen gerade in diesem zentralen Punkt nicht durchsetzen. Zwar wurde dem Verein eine Rüge erteilt, zugleich jedoch betont, „dass es sich hier in gar keiner Weise um eine Stellungnahme in der Flaggenfrage oder gar um eine Stellungnahme gegen schwarzweissrot, sondern einzig allein um das unangemessene demonstrative und herausfordernde Verhalten des Reitervereins handle und dass ihm gegenüber das Ansehen und die Würde der Stadt gewahrt werden müsse“.⁸³ Einmal mehr hatte sich damit die öffentliche Inszenierung des Krieges behauptet.

⁸⁰ George L. Mosse: Über Kriegserinnerung und Kriegsbegeisterung, in: van der Linden / Mergner (Hg.), 27-36.

⁸¹ Reinhart Koselleck: Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein, in: Wette (Hg.), 331.

⁸² Gemeinderatsprotokoll, 12.7.1928, 538.

⁸³ Ebd., 539f.